Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 11

Artikel: Eine japanische Braut
Autor: Gantenbein, Margit
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756807

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tsurusan, Fräulein «Kranich» (das ist ihr Vorname) ist Braut. Die Brautfrisur wird in Angriff genommen. Tsuru ist aus zwei Gründen unzufrieden und sie versteckt es nicht: sie muß nun einige Stunden hersitzen, um sich «schön» machen zu lassen und sie muß am folgenden Tag einen Mann heiraten, den ihre Eltern für sie bestimmt haben, den sie nicht liebt, der immer nur ihr Herr sein wird . . .

. . . Tsurusan hilft unwillig mit beim Bau der kunstvollen Frisur. Ihr mürrisches, kindlich-junges Bauerngesicht aber verrät, daß sie eine unglückliche Braut ist . . .

. . . Fräulein Kranichs Brautfrisur ist fertig. Geschnitzte Figuren aus bernsteinfarbigem Schildpatt und silberne und rote Bänder leuchten aus ihrem geölten, steifen, dunklen Haaraufbau . . .

. . . Nachdem Stirn und Wangen Tsurusans mit flüssigem weißem Puder bepinselt worden sind, bis das Gesicht einer starren, ausdruckslosen Maske gleicht, werden die Lippen rot bestrichen, damit sie kleiner erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind . . .

. . . Die umständliche Schönheitsprozedur, die ein paar Stunden in Anspruch genommen hat, ist beendigt. Als Zeichen, daß sie eben Braut ist, erhält Tsurusan noch dieses weiße Tuch um den Haarbau gelegt . . .

. . . Die Braut ist fertig frisiert, bemalt, poliert und eingekleidet, – die Hochzeitsfeier kann beginnen.

EINE JAPANISCHE BRAUT

Von Margit Gantenbein, Tokio

Wenn das Heiratsversprechen von den Eltern zu Eltern gegeben ward,
bleibt gar nichts übrig, als das Versprechen weinend zu halten.
(Altes japanisches Bauerngedicht).

Auch heute noch werden wohl 99% aller Ehen in Japan durch einen sogenannten Zwischenmann und durch die Eltern der Braut und des Bräutigams versprochen und geschlossen.

Der Bräutigam hat nur wenig, die Braut hat praktisch gar nichts zu sagen, wenn es um die Auswahl des Ehepartners geht.

Bei uns im Westen heiraten Menschen, weil sie sich lieben, weil sie zusammen leben, zusammen arbeiten und wirken, zusammen Kinder haben wollen. Aus freiem Willen beginnen zwei Menschen ein neues Leben zusammen. Glück und Pflicht sind zwei Begriffe für sie, die sich zu einem verschmelzen.

In Japan aber war und ist die Heirat nur eine Pflicht. Es ist die Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern und gegen die stets lebendigen Seelen der verstorbenen Vorfahren, Kinder auf die Welt zu setzen: Knaben, weil Männer für die Seelen der Verstorbenen am Familienaltar beten müssen; Mädchen, um zukünftige Mütter von recht vielen Knaben und natürlich auch Mädchen zu werden, — obwohl ein Mädchen in den Augen der Japaner nie wirklich erwünscht, nie wirklich wertvoll ist.

Liebe spielt bei der Heirat eine geringe Rolle. Wenn keine ungewöhnlich starke und aufsässige gegenseitige Abneigung da ist, wie sie nur selten mutig geäußert wird, so liegt in den Augen der Eltern und der Zwischenleute kein Grund dafür vor, die Heirat nicht stattfinden zu lassen. Liebe, so denken die altmodischen Japaner, und 99% der Japaner sind in Bezug auf Heirat noch altmodisch, ist eine Angelegenheit, die Männer nicht in der Ehe, sondern mit Geisha-Mädchen suchen sollen, und die verheiratete Frauen anständigerweise nicht unbedingt zu erfahren brauchen. Ein Mann, der seine Frau liebt, kann sie nicht beherrschen, so geht der Gedankengang weiter. Er ist ihr gegenüber weich.

(Fortsetzung Seite 314)

Der Reisefreund

VON DR. EUGENIE SCHWARZWALD

Meine Freundin Lotte ist, obgleich eine berühmte Sängerin, doch ein harmonischer Mensch. Nie hat sie das Zerbrechen eines Tellers mit wildem Aufkreischen begleitet, nie noch ihrem Entsetzen beim Anblick einer Maus in den höchsten Falsettönen Ausdruck gegeben. Hier hat Polyhymnia einmal ihr Meisterstück gemacht. Lottens Gedanken könnten von Beethoven stammen, ihre Gefühle von Mozart, ihre Lebensfreude von Bizet komponiert sein.

So verläuft ihr Leben schön gegliedert, nur hie und da unterbrochen durch eine mit Elan gebrachte Fioritur. Fiorituri nenne ich die reizvollen Ueberraschungen, die Lottens Herz immer wieder für ihre Umwelt ersinnt. Von einer solchen soll hier die Rede sein.

An einem abscheulichen Februartag 1935 stehe ich um acht Uhr morgens auf dem Westbahnhof in Wien. Fröstelnd und übernächtig wanke ich von einem Fuß auf den andern vor dem Zug, der mich nach Zürich bringen soll. Vierzehn Stunden! Mir graut ein wenig. Die abschiednehmenden Freunde machen die passende Mine de circonstance. Da erscheint Lotte, leuchtend vor Freude. Am Arm trägt sie einen großen Henkelkorb aus Stroh. Er ist mit bunten Blumen besteckt, während ponceaurote, maigrüne, sonnengelbe und kobaltblaue Bänder ihn umflattern. Er sieht aus wie ein Requisit zu Figaros Hochzeit. «Hier», sagt Lotte, «ist dein Reisefreund. Der soll dich über den Abschied nach Wien trösten und dir die Zeit bis Zürich verkürzen. Du darfst ihn aber erst nach Abgang des Zuges öffnen und dann immer nur an jenen Stationen, die auf diesem Zettel verzeichnet stehen.» Den Zettel überreichte sie mir.

Wesentlich höher gestimmt, betrete ich das Abteil, in dem ich sitzen soll. Ich bin ganz darauf gefaßt, die bereits Anwesenden würden sagen, alle Plätze seien schon besetzt und der einzige, der noch freistehe, gehöre einem Herrn, der gerade ausgestiegen sei, um sich eine Zeitung zu kaufen. Aber merkwürdigerweise geschieht nichts dergleichen. Schon hat nämlich mein Reisefreund seine Wirkung zu meinen Gunsten begonnen. Er sieht so lustig aus und mein Aufzug mit ihm macht einen so kindischen Eindruck, daß die Atmosphäre entgiftet wird. Man rückt zusammen und macht uns beiden stillvergnügt Platz.

Kaum ist der Zug in Bewegung, als ich mit Blitzesschnelle meinen Reisefreund öffne, von jenen Empfindungen getrieben, die man als Kind unter dem Weihnachtsbaum gekannt hat. In dem Korb liegen zehn reizende Pakete verschiedener Größe und Form beieinander, verträglich wie ein Wurf neugeborener Hündchen. Jedes Paket ist in liebenswürdig geblümtes Papier eingepackt und mit einer Anschrift versehen.

Auf dem Paket Nr. 1 steht: zu öffnen, wenn der Zug aus dem Westbahnhof rollt. Der Hülle entnehme ich eine kleine Schachtel, die die Inschrift trägt: Tränen, vom Freunde getrocknet. Ein herrlich gesticktes Taschentuch liegt darin. Ein Begleitzettel kündet, die Spenderin habe das Tuch auf Konzertreisen zwischen Buenos Aires und Helsingfors eigenhändig für mich gestickt und nun solle es mir beim tränenreichen Abschied von den Wiener Freunden gute Dienste leisten. Aber davon ist keine Rede. Die Freude über das schöne Geschenk ist so heiß, daß meine Augen ganz trocken bleiben. Auch habe ich so viel damit zu tun, die Gedanken, die da hineingestickt waren, nachzudenken, daß wir, ehe ich mich versehe, in St. Pölten sind.

Dort darf ich mein zweites Paket öffnen. Dieses Paket ist von derberem Inhalt. Es trägt die Aufschrift: «Kinderfrühstück». Aus einem Pergamentpapier entwickeln sich zwei Schwarzbrotschnitten, dick mit Butter gestrichen und zusammengeklappt, außerdem zwei rote glänzende Aepfel. Ich habe nicht die Spur von Hunger, aber ich beiße doch hinein. Da trifft mein Blick einen gegenübersitzenden Jungen. Er sieht unter seiner Mütze ein bißchen begehrlich nach meinem Brot. Da ich mich nicht entschließen kann, wie es in der Schule üblich ist, zu sagen «Beiß ab», um dann weiterzuessen, breche ich das Butterbrot entzwei und reiche ihm seine Brothälfte und seinen Apfel. Dieser Vorgang erweckt Sympathie. Alle Leute im Coupé sehen vergnügt, wie da ein altes und ein junges Schulkind einverständliche Blicke tauschend ihr Frühstück verzehren. Die Bescheidenheit der Mahlzeit läßt keinen Neid aufkommen, die Ungezwungenheit unseres Benehmens keine Kritik. Man lacht über uns und das verbindet. Alle sprechen jetzt durcheinander. Merkwürdig rasch sind wir in Linz.

Jetzt schauen schon alle Leute gespannt, was in meinem dritten Paket ist. Es ist ein Buch. Die literaturkundige Lotte weiß, daß der große Schriftsteller und Anreger Hermann Bahr ein getreuer Sohn der Stadt Linz war und schenkt mir sein «Buch der Jugend». Alle sind enttäuscht und entwickeln erst wieder Teilnahme, als ein großes Stück Linzer Torte folgt. Zwei anwesende Jünglinge mit Skiern fangen sogar, durch den Anblick des Gebäcks angeregt, an zu singen: «Mir san linzerische Buam». Was bleibt mir anderes übrig, als die Torte in ihre Hände zu legen.

Immer schöner wird die Landschaft, immer harmonischer. Salzburg! Aus dem Paket Nr. 5 hebe ich ehrfurchtsvoll eine schöne Ausgabe von «Mozarts Briefen». In dem Brief an den Vater, worin ihm Mozart seine Verlobung mit Constance anzeigt, ist ein Blatt eingelegt, auf dem steht ein Ausspruch Robert Schumanns: «Ich mag die nicht, deren Leben mit ihren Werken nicht im Einklang steht.»

Ich bin innig gerührt. Zwar finde ich nicht, daß Salzburg seinen Mozart verdient, den es in seiner Jugend so schlecht behandelt hat, aber da das schon so lang her ist, will ich versöhnlich sein. In diesem Geiste werde ich befestigt durch die Tatsache, daß dem Buch zwei Mozartkugeln beiliegen, zärtlich aneinander geschmiegt, wie das Liebespaar mir gegenüber. Unwillkürlich reiche ich ihnen, durch die Zahl Zwei angeregt, das zierliche Gebäck. Er ziert sich erst etwas, aber ein bittender Blick aus den blauen Augen des Mädchens macht ihn gefügig und dann greifen beide zu.

In Innsbruck bekomme ich nichts. Hier verlangt mein Reisefreund sogar eine Leistung von mir. In einem Kuvert liegen drei Postkarten und darauf steht: «Zwischen Innsbruck und Landeck sind, so gut es bei dem ratternden Wagen angeht, Karten an ferne Freunde zu schreiben.» Diesen Einfall würden Snobs kitschig finden, ich aber habe den Mut, ihn bezaubernd zu finden. Eine Ansichtspostkarte kann wohl ein konventioneller Gruß sein, aber mal auch der Verkünder höchsten Glückes; mindestens Trost und Freude. So gehe ich gehorsam daran, Ansichtspostkarten zu schreiben. Das «Goldene Dachl» bekommt ein Innsbrucker Mädchen, das gegenwärtig irgendwo in den Tropen als Krankenschwester wirkt; das Grabdenkmal Maximilian I. kriegt der alte General in Ecuador; die Ansicht vom Ambraserschloß schicke ich an meinen Freund, den Germanisten in Columbus.

Meine Arbeit wird belohnt. In St.Anton bekomme ich eine reizende Stablampe. Ich spiele so intensiv mit ihr, daß mir der Arlberg kurz vorkommt.

Feldkirch kommt. Ich entnehme eine Rolle schönster Schweizer Schokolade dem Paket Nr. 7. Meine Freundin schreibt dazu: «Vorgeschmack der Schweiz! Aber nicht für dich allein. Da ich dich kenne, glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß du um diese späte Abendstunde bereits mit allen Mitreisenden befreundet bist. Diese Schokolade gilt allen in deinem Eisenbahnabteil Anwesenden. Guten Appetit!» Alles lacht und greift zu.

Die Schweiz naht. Ich versinke in süße Träume an eine glückliche Jugend als Zürcher Studentin. Ich kann es kaum erwarten, den Schaffner in Buchs, die Sprache meiner Jugend, Züridütsch, sprechen zu hören. Dort bekomme ich nichts als einen Karton; auf diesen sind mit großer Sorgfalt Bilder geklebt. In der Mitte steht mein Haus in Grundlsee im Salzkammergut, darum gruppiert sind die Bilder der Menschen, die ich am stärksten liebe. Darunter stehen die Anfangsworte von Schuberts «Seligkeit»: «Freuden ohne Zahl blühn in unserm Tal.» Ich verstehe genau, was die Freundin will. In dieser Stunde zwischen Nacht und Tag soll ich, bevor mich die große einzigartige Schönheit der Schweiz umfängt, an die bescheidene Lieblichkeit der Heimat erinnert werden.

Die Karte, die ich in Sargans empfange, sagt: «Ankommen wäre eigentlich ein wunderbarer Augenblick, wenn sich einem nicht die bange Frage aufdrängte, werde ich noch gefallen? Ich sage dir, du wirst gefallen. Aber du mußt dich herrichten und dazu diene beiliegendes Eau de Cologne und Watte.»

So fliegt die Zeit. Was ist denn das? Schon Thalwil? Das zehnte Paket ist von sehr viel zartem Seidenpapier umgeben. Drin, auf feuchtem Moos, ein Maiglockenstrauß, wie eben auf der Wiese gepflückt. Das beiliegende Kärtchen weist an: «Als Ansteckblume für jene Freundin, die dich auf dem Bahnhof abholt, zu verwenden.» Daneben erglänzt die notwendige Sicherheitsnadel.

In Zürich auf dem Bahnhof stand nicht eine Freundin, sondern ein Freund. «Bist du allein gereist?» fragte er. «Nein», antwortete ich, «ich habe einen Reisefreund mitgehabt.» Und dann steckte ich ihm die Maiglöckchen ins Knopfloch.

Eine japanische Braut

Fortsetzung und Schluß von Seite 310

Eine Frau, die von einem verliebten Gatten verwöhnt wird, vernachlässigt die heiligen Pflichten der Familie gegenüber, indem sie die Disziplin verliert, die sie durch Achtung und Furcht vor ihrem strengen Gebieter immer haben wird. Liebe und Zärtlichkeit, selbst wenn sie empfunden wurden, gehörten durch die Jahrhunderte hindurch und gehören noch heute zum schlechten Ton in Japan. Heirat ist Pflicht.

Die Hauptbeschäftigung japanischer Frauen über Vierzig aus dem mittleren Bürgertum ist, junge Leute aus ihrer Bekanntschaft zur Heirat zusammenzubringen. Solche Frauen sammeln Bilder von den Töchtern und Söhnen der bekannten und befreundeten Familie, deren soziale und finanzielle Lage ausschlaggebend für die Wahl ist. Diese Photographien spielen beim Zustandekommen einer Heirat eine große Rolle. Man bestimmt nach einer Photographie, ob die vorgesehene Partnerin dem Bräutigam, der vorgeschlagene Partner den Schwiegereltern gefallen können. Daraufhin wird ein Treffen der jungen Leute verabredet, im Museum oder im Warenhaus, wobei das junge Mädchen nichts davon wissen darf, daß ihr zukünftiger Bräutigam sie «beschaut», ob sie in Wirklichkeit auch dem Bilde entspreche. Wenn sie entspricht, erst dann treffen sich die jungen Leute mit gegenseitigem Wissen. Es gehört zum guten Ton, daß die jungen Leute bei dieser Gelegenheit, bei der Eltern und Zwischenleute anwesend sind, nicht sprechen. Der Mann darf das Mädchen ruhig kritisch ansehen. Das Mädchen aber soll mit gesenktem Blick dasitzen, und möglichst unauffällig ihre «Entscheidung» treffen. Nur selten kommt es vor, daß die so zusammengebrachten jungen Leute dem Wunsch der Eltern, sich zu heiraten, entgegenhandeln. Praktisch hat zwar das junge Mädchen die Möglichkeit, sich zurückzuziehen, und manchmal tut sie das auch. Aber, wie mir ein junges Mädchen aus einer guten Familie anvertraute, «warum soll man einen Mann, der einem nicht ausgesprochen unsympathisch ist, nicht heiraten? Selbst wenn wir von Liebe träumen, wissen wir doch bestimmt, daß uns von den Eltern keine Gelegenheit gegeben wird, frei mit jungen Männern zusammenzukommen, die wir dann frei wählen können. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als ja zu sagen.»

Dieses junge Mädchen, das sich wagte, diese Sätze nicht nur zu denken, sondern auszusprechen, ist schon eine ziemlich freie, modern denkende, westlich beeinflußte Japanerin. Aber viele junge Japanerinnen, die heute noch schweigend die vorgeschriebene Ehe eingehen, wissen genau, daß es im Westen die Sitte der freien Wahl des Ehepartners gibt. Jene Mädchen weichen zwar dem Druck der elterlichen Macht. Aber ihr Gesicht zeigt keine Ergebenheit. Sie werden keine leichten Ehefrauen sein, und vielleicht zu jenen gehören, deren rebellische, stimmrechtlerische Exponentin mir kürzlich mit aufrührerischer Begeisterung sagte: Wir wollen freie Wahl unserer Ehepartner, wir wollen mehr Schutz und mehr Freiheit für die Frauen Japans.

Eine tiefe Bresche ist in das traditionelle Japan von früher, das die Altmodischen so gerne erhalten wollen, das die Jungen so leidenschaftlich gerne verändern möchten, eingeschlagen. Denn die Japanerinnen verstehen es nicht mehr, wie es ihnen eigentlich vorgeschrieben ist, «ihr Gesicht unter allen, auch den allerschwierigsten Umständen zu wahren». Sie haben bereits den Mut gefunden, ihre Unzufriedenheit offen und mürrisch vor sich hinzutragen, und das alles verdeckende Lächeln wegzulassen.